

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 56 (1973)
Heft: 4

Artikel: Walter Gyssling 70 jährig
Autor: Hellmann, Alwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

So bleibt die Forderung bestehen: Wir brauchen eine neue Nationalhymne. Einen leichtfasslichen Text, der von jedem Schweizer — nicht nur vom gottgläubigen — nachempfunden werden kann. Dazu eine bewegte volks-

liedhafte Melodie, die überall a cappella mit freier zweiter Stimme gesungen werden kann. Die Jahrhunderte alten Gesänge können wir ruhig verstauben lassen.

Alwin Hellmann

miniszenz verdanken, «kann man nur insofern reden, als Jetzer zu gut weggekommen ist. Man gönnte es den verhassten Dominikanern, dass die Untaten der Inquisition sich nun an ihnen selber rächten.»

Der sogenannte Jetzerhandel hat zu seiner Zeit in Bern hohe Wellen geworfen. Kürzen wir ab. Der bereits zitierte «Sämann» schrieb dazu: «Die Behauptung Thomas Murners, das Ordenskapitel von Wimpfen habe die ganze Sache abgekartet und Bern zur Inszenierung des 'Wunders' auserlesen (aussersehen würde man heute schreiben, J. St.), weil die Berner einfältig und unwissend, aber kriegerisch und mächtig seien, kann nicht bewiesen werden, spricht aber deutlich für die nicht gerade hohe Einschätzung Berns für die Zeitgenossen.»

J. St.

Aus Joseph Eglis Dokumentation (VI)

Ueber die Erscheinungsformen der Stigmatisation dürften ganze Bücher geschrieben worden sein. Zum letzten Modeschrei auf diesem Gebiet hat wohl die Therese Neumann beigetragen. Der Schreibende erinnert sich noch genau, wie ihn vor Jahren im Bahnbus (oder Postbus?) auf der Autobahnstrecke zwischen Bayreuth und Nürnberg bei der Abzweigung nach Konnersreuth ein ehrfürchtiger Schauder ergriff.

Nun, Stigmatisation gab es immer. Als erster Christ soll Franz von Assisi 1224 stigmatisiert worden sein. Ob er sich in ekstatischer Erregung die Wundmale selber zugefügt hat, um in allem Jesus völlig gleich zu werden, oder ob diese auf suggestive Einwirkung zurückzuführen sind, ist, wie so vieles anderes, nicht mehr eindeutig festzustellen.

Eine Parallelie zu diesen Phänomenen finden wir, wie uns Joseph Eglis in seiner Dokumentation übermittelt, im berüchtigten Jetzerhandel zu Bern. Drehen wir das Rad der Geschichte auf das Jahr 1506 zurück.

Da trat der exzentrische und zu krankhaften Schwärmerien neigende Zurzacher Schneidergeselle Hans Jetzer in das Dominikanerkloster Bern ein. Aus der gesamten Dokumentation geht leider nicht hervor, wie ein Schneider ohne weiteres Mönch werden konnte. Nun, es scheint, Herr Jetzer hätte schon bald sein geschäftiges Unwesen zu treiben begonnen, bei dem man nicht immer Betrug und wirkliche Erlebnisse voneinander zu unterscheiden vermochte.

Die Gottesmutter Maria soll ihm verschiedene Male begegnet sein, behauptete er wenigstens. Die Mönche glaubten es ihm oder schienen es ihm zu glauben, um so mehr als ihnen Jetzer aufschwatzte, die himmlische Jungfrau hätte ihm offenbart, sie sei «nicht unbefleckt empfangen worden, sondern habe sich drei Stunden lang in der Erbsünde befunden.» (In drei Stunden ist allerhand möglich. J. St.)

Damit bestätigte sie die Auffassungen der Dominikaner gegen diejenigen der Franziskaner.

Nun, man kritisierte nicht lange. Die Wunder wurden nämlich immer sensationeller. Im Chor der Kirche fand man einen geheimnisvollen Brief mit einem Siegel, auf dem sich in Kreuzform fünf Blutstropfen befanden. Welcher Art Blut, geht aus der Ueberlieferung nicht hervor. Durch ein Guckloch konnten die Mönche Maria in Jetzers Zelle «in der Tracht einer ehrenbaren Witwe» sehen. Als sie ihm die Wundmale Christi aufdrückte, hörten sie den armen Jetzer aufstöhnen.

«Auch bei Jetzer braucht es sich nicht um gemeinen Betrug zu handeln, sondern kann Autosuggestion angenommen werden» begütigt der «Sämann», das Monatsblatt der bernischen Landeskirche, vom Dezember 1951, nachzulesen in Joseph Eglis Dokumentation. Denn dem Mediziner A. Lechler sei es vor einigen Jahren gelungen, an einem dazu geeigneten Medium durch Suggestion das Phänomen der Wundmale Christi hervorzubringen und damit ein «Wunder» der Therese Neumann von Konnersreuth auf seine natürlichen Ursachen zurückzuführen.

Es scheint nun aber, dass man im 16. Jahrhundert kritischer gewesen ist als im zwanzigsten. Jetzer wurde entlarvt. Die Dominikaner wollten den Schwindel erst vertuschen. Statt Jetzer als Schwindler anzuseigen, betrieben sie eifrig die Anerkennung des Wunders durch den damaligen Papst. Dennoch wurde die Sache ruchbar.

Das Ergebnis? Vier der an sich leichtgläubigen aber praktisch schuldlosen Mönche wurden zum Tode verurteilt und am 31. Mai 1509 vor dreissigtausend Schaulustigen auf der Matte verbrannt.

Jetzer selber konnte sich durchlügen; er wurde nur zum Pranger verurteilt und des Landes verwiesen. «Von Justizirrtum», schreibt der «Sämann», dem wir zur Hauptsache diese Re-

Walter Gyssling 70jährig

Wer in den letzten Jahrzehnten mit der «Freigeistigen Vereinigung der Schweiz» oder mit unserer Zeitschrift «Freidenker» zu tun bekam, dem ist gewiss auch unser Gesinnungsfreund Walter Gyssling kein Unbekannter. Er hat sich verdienstvoll und nachhaltig um die Freidenkerbewegung in der Schweiz bemüht, wir haben allen Grund, anlässlich seines siebzigsten Geburtstages seiner in Dankbarkeit zu gedenken.

Walter Gyssling kam in München zur Welt, allein er stammt aus einem alten, bereits 1567 in Zürich bezeugten Geschlecht. Nach dem Ersten Weltkrieg studierte er alles, was ihm in seinem späteren Beruf als Journalist nützlich sein konnte. Es war die Zeit der Weimarer Republik, für Gyssling bedeutete das: Jahre der Inflation, der politischen Wirren, des antifaschistischen Kampfes. Kein Wunder, dass er 1933, als Deutschlands Nacht begann, nach Paris übersiedelte, im tausendjährigen Reich gab es für ihn keine Lebensmöglichkeit.

Als Journalist hatte sich Walter Gyssling nicht nur im Kampf gegen den Nationalsozialismus einen Namen gemacht, er war damals und ist auch heute noch einer der besten Kenner und Kritiker von Ballett und Oper. Die grosse Anna Pawlowa hatte ihn für die Tanzkunst begeistert, durch ihr Auftreten hatte er gelernt, wahre Kunst von leerer Aufplusterei zu scheiden.

Gysslings Ballett- und Opernkritik wird in Fachkreisen als streng, aber gerecht geschätzt.

Während des Zweiten Weltkrieges tat Gyssling Dienst in der Schweiz. 1946 bis 1948 war er als Korrespondent verschiedener Schweizer Zeitungen, z. B. des «Tages-Anzeigers», in Paris tätig. Dann zog es ihn in seine Vaterstadt Zürich, wo er seitdem unabhängig und kämpferisch das gar nicht so einfache Leben als freier Journalist führt.

Als Präsident der Ortsgruppe Zürich der FVS hat es Walter Gyssling verstanden, namhafte Persönlichkeiten zu wertvollen Vorträgen nach Zürich zu rufen, was weit über die Freidenkerkreise hinaus Aufsehen erregte. Durch geschickte Propaganda hat er der Ver-

einigung nicht nur in Zürich, sondern in der ganzen alemannischen Schweiz Auftrieb gegeben, kenne ich doch keine Ortsgruppe, in der er nicht in öffentlichen oder geschlossenen Versammlungen Vorträge gehalten hat. Sein Auftreten an Arbeitstagungen oder Delegiertenversammlungen ist allen Teilnehmern in nachdrücklicher Erinnerung geblieben. Und was wäre der «Freidenker» ohne die Artikel Walter Gysslings?

Unsere besten Wünsche begleiten nun den Siebziger in das neue Lebensjahrzehnt, möge ihm noch manches Jahr erfolgreichen Wirkens gegönnt sein, und hoffen wir, seinen Namen immer und immer wieder im «Freidenker» lesen zu können. Alwin Hellmann

Was unsere Leser schreiben

Zu «Die Seele eine materielle Substanz?»

Die Ausführungen über den «Blick»-Artikel in der Februarnummer veranlassten einen Leser zu folgenden Feststellungen:

«Die unbestreitbaren Beweise der Unmöglichkeit sowohl der Existenz einer unsichtbaren Seele als auch eines Himmelreiches sind überzeugend genug, dass jeder Zweifel hinfällig ist. Erstens ist es hinreichend bekannt, dass sämtliche Denkvorgänge und Handlungsimpulse sowie das Bewusstsein der Existenz Funktionen des Gehirns sind — so lange es vom Herz mit gesundem Blut versorgt wird. Uebermässiges Vorhandensein von Alkohol im Blut zerstört diese Fähigkeiten des Gehirnes. Man kann bis zur Bewusstlosigkeit «besoffen» sein. Die vielfältigen geistigen Leistungen menschlicher Gehirne sind dem Entwicklungstrieb zu verdanken, der in der Natur der kosmischen Materie vorhanden ist und der auf der Erde alles entstehen liess, was wir nur staunend bewundern können. Wir kennen die Voraussetzungen, die vorhanden sein mussten (temperaturregelnde Atmosphäre, Sauerstoff, Stickstoff, Wasser, Säuren usw.), ohne die kein Leben entsteht und Lebewesen nicht existieren können.

Zweitens ist die geistige Regsamkeit menschlicher Gehirne nur bei Vorhandensein des gesamten menschlichen Organismus möglich. Ohne Augen, Ohren, Riech-, Geschmacks- und Gefühlsorgane gibt es weder ein Sehen, noch ein Hören, Schmecken, Riechen, Fühlen zur Wahrnehmung der Umwelt. Drittens hielt man in der Zeit, da die Apostel die Fiktion vom Himmelreich verkündeten, die Erde für eine Platte im Zentrum der Welt, über der das Himmelsgewölbe mit den von Unsichtbaren verschobenen Sternen aufgebaut sei. Dort — meinte man poetisch, sei der Himmel der Seligen, das Reich Gottes. Seit man weiß, dass unser Sonnensystem nur ein winziger Bestandteil des unendlich grossen Universums ist, weiß man auch, dass die scheinbare Bewegung der Sonne und aller Gestirne infolge der Drehung der Erde um ihre Achse und ihre Umkreisung der Sonne entsteht. Es gibt daher auf der Erde nicht eine Richtung nach «oben», sondern de-

Absage an den Teufelglauben

So lautete der Titel der Fernsehdisputation vom 9. März 1973. Prof. Dr. Herbert Haag von der Katholisch-theologischen Fakultät der Universität Tübingen ist der Verfasser eines Buches «Abschied vom Teufel». Er fasst seine Ansichten über die Existenz des leibhaftigen Gottseibeins in folgenden Leitsätzen zusammen:

1. Der Glaube an den Teufel ist unbiblisch und unchristlich.
2. Für eine Erklärung des Bösen in der Welt ist der Teufel unbrauchbar.
3. Der Teufelglaube führt in Geschichte und Gegenwart zu abergläubischen und okkulten Auswüchsen.
4. Der Teufelglaube verdunkelt das Gottesbild.

Als Freidenker können wir uns den drei ersten Thesen ohne weiteres anschliessen und unserer Hochachtung Ausdruck geben, dass es ein mutiger katholischer Theologe überhaupt wagt, eine Auffassung zu vertreten, die in scharfem Gegensatz zu Aeußerungen des Papstes steht. Die vierte These berührt eine rein christliche Angelegenheit, zu der wir uns von unserem Standpunkte aus nicht zu äussern brauchen.

Und nun die Disputation: Prof. Haag stand (oder sass) vier Theologen gegenüber, die die Existenz des Teufels entschieden bejahten. Die Argumente beider Parteien stammten natürlich aus der Bibel, mit der man bekanntlich alles «beweisen» kann. Prof. Haag wies nach, dass der Teufel im Alten und im Neuen Testament

nur selten erwähnt wird und dass er dort nur eine unbedeutende Randfigur darstellt. Das Böse steckt im Menschen, es wird nicht vom Teufel an ihn herangebracht. Prof. Haag scheute sich auch nicht, darauf hinzuweisen, dass der Glaube an die Existenz des Teufels im mittelalterlichen Abergläubischen Hexenverfolgungen geführt habe, und dass die Teufelsaustreibungen, die bis in die Gegenwart reichen, die Kirche in arge Verlegenheit gebracht haben.

Die vier Gesprächspartner lehnten die Ansichten von Prof. Haag entschieden ab. Ihre Gegenargumente zeugten von sturer Wortgläubigkeit und starrer Orthodoxie. Es scheint uns kaum fassbar, dass es in unserem aufgeklärten Zeitalter noch Theologen gibt, die an einen leibhaften Teufel (vielleicht ohne Bocksfüsse und Hörnchen) glauben. In Wirklichkeit handelt es sich dabei um eine Personifikation aus uralten Naturreligionen.

Aus dem Zuhörerkreis wurden einige Fragen gestellt. Einer fragte, wenn es keinen Teufel geben soll, so könnte man auch annehmen, dass auch die Engel nicht existieren (Der Satan ist bekanntlich ein rebellischer Engelfürst, der von Gott verstoßen wurde). Wie Prof. Haag diese heikle Frage, die eine Entvölkering des christlichen Himmels bedingen würde, beantwortete, ist mir leider in der Hitze des Gefechts entgangen. Bl.